

(Nachdruck verboten.)

12] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Ja, ja, er hat sich ihrer erbarmt,“ sagte Wölfl, als ob ihm die Worte nicht aus der Kehle wollten, und er rückte an seiner Helmkrone hin und her. „Just, wie ich meine Wahren anschrirte, brachten sie sie — alle drei — todt — aus dem See.“

Seine Zuhörer waren tief erschüttert. Die Männer standen stumm, während die Frauen ihrem Gefühl durch Ausrufe des Entsetzens und durch Thränen Luft machten. Es schien, als ob die Männer aus Furcht, ihre geheimsten Gedanken zu verrathen, einander anzusehen sich scheuten.

„Und hier, unter dieser Linde hat uns neulich der Prädikant unseren von Gott ausgestellten Freibrief ausgelegt, den keine Menschenhand zerreißt,“ erhob Simon mahnend seine Stimme.

Wendel Haim entfernte sich. Simon folgte ihm.

„Zeig schiltst Du dem Konz sein Thun?“ fragte ihn Simon mit gedämpfter Stimme. Wendel Haim sah sich unruhig um. „Zeig?“ wiederholte Simon. „Er war ein Einzelner gegen die Gewalt, die ihn zur Verzweiflung trieb. Aber wie heißest Du es alsdann, wenn wir, anstatt mitammen unseren Placern offen die Stirn zu bieten, uns mit Schafsgeduld den Fuß auf den Nacken setzen lassen? Wie die Bienen jammelt unser Fleiß in die Behtenscheuern, und wir dulden's, daß die Herren den Honig verzehren.“

„Man kann mit dem Kopf halt nicht durch die Wand rennen,“ verteidigte sich Wendel Haim. „Haben's doch die armen Leut' hier und dorten schon versucht, sich mit Gewalt wider die Herren zu setzen. Es hat nimmer gelingen wollen. Wurd' ihr Vornehmen nicht schon vor der Zeit verrathen, war doch den Pfaffen das Beichtgeheimniß nicht heilig, so wurd's in Blut erstickt. Ich trau keinem.“

Simon ließ sich jedoch nicht entmuthigen. Er wollte lieber mit dem Schwert in der Hand erschlagen liegen, als das Joch der Knechtschaft weiter schleppen. Während Wölfl auf seiner Handelsfahrt die traurige Geschichte des Konz Hart in allen Dörfern verbreitete, benutzte Simon die stille Zeit in der Landwirtschaft, um mit den Leuten über ihre Lage ausführlich zu reden. Die Rede des Prädikanten hatte so manchen aus dem Elend, in dem er bisher stumpf und dumpf dahin gelebt hatte, jäh auferweckt, erschreckt sah er den Abgrund zu seinen Füßen gähnen und ergriff begierig die Hand, die Simon ihm reichte.

Am Sonnabend fuhr er mit einer Last Dinkel nach Rothenburg zu Markt. Es hatte in den Tagen vorher zum ersten Male in diesem Winter geschneit, dann war Frost eingetreten und es gab eine prächtige Schlittenbahn. Friedel, der Knecht, mußte mitfahren. Der Wochenmarkt war aber nur ein willkommener Vorwand, um, wie verabredet worden, mit den Freunden unauffällig im Wären zusammen zu treffen. Käthe drängte es, ihn zu bitten, daß er sich nach Hans Lautner erkundigen möchte. Dennoch ließ sie ihn davon fahren, ohne ihren Wunsch über die Lippen gebracht zu haben.

Sie hatte die Woche über angestrengter als sonst gearbeitet, um sich die „dummen Gedanken“, wie sie es nannte, aus dem Kopfe zu schaffen. Denn es erschien ihr gar zu dumm, daß sie fortwährend um den blonden Gesellen sich sorgte. Wenn ihm etwas Ernstliches zugestoßen wäre, so würde Kaspar es ihr schon angezeigt haben. Es wollte nicht helfen, und heute nun gar nicht. Die Schwägerin hatte es ihr längst angemerkt, daß sie nicht mit der frohen Sorglosigkeit aus Rothenburg zurückgekommen, mit der sie hingegangen war. „Das Mädel ist wie aufs Maul geschlagen,“ sagte sie einmal ihrem Manne. „Ich kenn' mich gar nit mehr in ihr aus.“ Er wußte ihr keine Erklärung zu geben. „Wenn ihr Weibsteute euch nicht in einander auskennt, wer soll's denn?“ sagte er. Aber auch er machte ihr Sorge. Denn sie war an seine häufige Abwesenheit von Hause und sein Brüten daheim, ohne daß sie es erfuhr, was er trieb und dachte, nicht gewöhnt. Der Argwohn, der in ihrer Brust keimte, lenkte ihre Aufmerksamkeit von ihrer Schwägerin ab.

Simon blieb ungewöhnlich lange aus. Schon wurde es dunkel. Käthe ging in die Küche und zündete das Abendfeuer auf dem Herde an. Die Schwägerin folgte ihr. Die Kinder waren bei dem Großvater auf dessen Stube.

„Ich weiß gar nit, warum der Bauer heut so lang macht,“ begann Ursel nach einer kleinen Weile, ihrer Unruhe Ausdruck gebend. „Sonst war er um diese Zeit immer schon vom Markt zurück. Mir schwant nichts Gutes.“

Käthe blies erst das Feuer an; dann fragte sie: „Wie so denn?“

„Er hat was vor, seit er mit Dir lezt in Rothenburg war,“ seufzte Ursel. „Ich merk's halt, wenn er auch mit der Sprach' nit heraus will. Und Du weißt auch darum. Aber das hilft ja alles nit. Wir kommen blos tiefer ins Unglück, und wer's nachher auszureissen hat, das sind die Kinder.“

Käthes braunröthliche Wangen erglühten. Sie hatte ihrem Bruder versprechen müssen, über den Beschluß, der im Wären gefaßt worden war, zu schweigen. „Du siehst nach Deiner Art halt zu schwarz,“ rief sie. „Das Elend muß ein End haben, Schwägerin. Ich wollte, daß ich ein Bub' wäre und auch dazu thun könnte! Fürchten thu' ich mich nit und Kraft hab' ich auch wie so mancher Bub' nit. Aber da schlenkern einem die Weiberröck' um die Beine und aus is's.“

„Jesus, Maria, was fallet Dir denn ein, Mädel?“ fragte die Bäuerin, die sich auf einem Schemel niedergelassen hatte, mit verwundern Augen.

„Nu, da hochst Du und wartest auf den Bauer,“ rief Käthe heftig, und — und —. Ach, es ist gar zu dumm, daß wir Frauenteut' in allen Stücken immer zuwarten müssen, bis es an uns kommt, ob's einen auch in allen zehn Fingern kribbelt.“ Schmolgend warf sie den Mund auf.

Ursel sah sie noch immer erstaunt an; dann sagte sie: „Bist es schon noch lernen, geduldig sein, wann Du erst einen Mann und Kinder hast.“

„Das wär' erst recht ein Elend; ich heirath' nie!“ antwortete Käthe entschlossen.

„So sagt jede,“ erwiderte die Schwägerin, und ein mattes Lächeln glitt über ihr schmales sorgenvolles Gesicht. „Ja, Geduld! Was hast Du davon, wenn Du dem, was kommt, entgegenläufst? Das Unglück kommt immer zu schnell und zu früh.“

„Das Unglück?“ wiederholte Käthe betroffen, und das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. „Du weißt was? Was ist's?“

Die Bäuerin schüttelte verneinend den Kopf. „Ich weiß nichts nich. Aber wo soll denn ein Glück herkommen in diesen Zeitläuften?“

Der alte Neuffer mit den Kindern unterbrach sie. Die beiden kleinen Flachsöpfe mit den rothbackigen Apfelgesichtern sprangen zur Mutter und begannen eifrig durcheinander von einem Märchen zu zwitschern, das der Großvater ihnen erzählt hatte. Es handelte von Dornröschen. Der Alte wärmte sich unterdessen die Handflächen an der Herdflamme, welche sich in dem Kupfernen und blechernen Küchengeschirr spiegelte, das Käthe nachmittags am Dorfbrunnen blank geschauert hatte. „Das Dornröschen, das sind wir Bauern,“ erklärte er, sein verrunzeltes Gesicht der Tochter zuwendend, „und der Prinz, wo sie mit seinem Fuß entzaubert, das ist die evangelische Freiheit. Der Pfeifer von Nittlshausen, das war nicht der Rechte.“

Käthe gab nicht acht und verstand ihn nicht. Denn die Worte ihrer Schwägerin lagen ihr wie eine schlimme Prophezeiung auf dem Herzen und sie klapperte bei der Zubereitung des Abendessens mit dem Gerath geräuschvoller als nöthig war. Jetzt ließ sich auf dem Dorfplatz Schellengeltingel vernehmen, Hunde bellten, eine Peitsche knallte. „Der Bauer,“ sagte Ursel, als das Hothor knarrte, und stand rasch auf. Vater Martin nahm eine Stalllaterne vom Nagel und zündete sie an. Bevor er damit zu stande kam, schrillte auf dem Flur vor der Küche eine Pfeife, brach aber nach zwei, drei Tönen wieder ab. Die Thür flog auf, und Simon schob lachend den jungen Goldschmiedgesellen herein, der zum Schutz gegen die Kälte einen leeren Getreidefaß über die Schultern geworfen hatte. Käthe hatte bei den Pfeifentönen einen kleinen Schrei ausgestoßen; jetzt war es ihr, als ob sie Blei in den Füßen hätte. Im nächsten Augenblick trat sie rasch auf Hans zu, er-

faßte kräftig seine Hand und lächelte mit strahlenden Augen: „Ach Du!“

„Ja, er,“ bestätigte ihr Bruder heiter und gab der Bäuerin einen schallenden Kuß, worauf er fortfuhr, indem er die Kinder, die sich an seine Beine drängten, auf die Arme nahm und herzte: „Müßte doch schauen, ob die Junfer was von ihm übrig gelassen hätten. Er wollte morgen mit dem Kaspar herauskommen, und da es just Feierabend war, so hab ich ihn gleich mitgebracht. Ist alles wieder im Schick. Auch das Wams.“

„Wütlich?“ fragte Käthe mißtrauisch besorgt. „Mir hat's geschwam, daß Du nicht heil warst, Du Armer.“

„O, es war garnicht der Red' werth,“ versicherte Hans. „Auch ist der Kaspar die paar Täg, daß ich hab liegen müssen, nicht von meiner Kammer gewichen, und die Meisterin hat um mich geforgt, als ob ich ihr eigen Fleisch wäre. Sie ist sonst nit so.“

„Das kann ich bezeugen,“ lächelte Simon, an den kleinen Martin und sein Schwesterlein die Becken vertheilend, die er für sie aus der Stadt mitgebracht hatte. „Hat sie doch dem langen Lienhart und mir, wie wir nach dem Lautner fragen kamen, den Kopf gewaschen, daß es eine Art hatte. Schämen sollten wir uns, daß wir das junge Blut in unsere Händel mit den Junkern stießen; der Schuster sollt bei seinem Leisten bleiben. Ist nur ein kleines Weibel, aber der lange Lienhart riß vor ihm aus.“

Hans hatte sich mittlerweile des Sades und seiner Klappe entledigt und bot der Bäuerin die Hand. Er stand in der vollen Beleuchtung des Feuers und Frau Ursel betrachtete ihn wohlgefällig und warf dann Käthe einen Blick zu. Sie kannte sich jetzt in dem Mädchen aus. Vater Martin startete den blonden Gesellen mit weit geöffneten Augen an, die brennende Laterne, die er dem Knecht hatte bringen wollen, in der Hand. Friedel kam sie jetzt holen. Da gewann der Alte Sprache und fragte, indem er auf Hans mit dem Finger deutete, mit zitternder Stimme: „Wer ist denn das?“

Der Sohn nannte ihn. „Hans Lautner!“ wiederholte der Alte, ohne die Augen von diesem zu lassen. „Nein, den kenn' ich halt nicht.“ Nach einem tiefen Aufathmen fuhr er fort: „Ich hab' vermeint, daß die Todten wieder auferstanden sind. Just so schaute er aus; so weizengelbes Haar hatte er auch und so blaue Augen, und auch so blaß war er.“

Die anderen starrten ihn mit einem unheimlichen Gefühl an. Simon legte ihm die Hand auf die Schulter, als ob er ihn wack rütteln wollte und fragte: „Aber von wem spricht Ihr denn?“

„Von wem anders, denn von Hans Böheim, dem Pfeifer,“ antwortete der Greis.

„Das war der Vater von meiner Mutter,“ erklärte der junge Gesell, und er fuhr fort, während die anderen überrascht aufschrien: „Ihr habet ihn gekannt? Auch die Ahne sagt, daß ich ihm ähnele.“

Vater Martin umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen. Zwei dicke Thränen rollten ihm aus den umfältelten Augen und er sagte bewegt: „Ach, sein Enkelkind! Ich hab' ihn predigen hören in Niklashausen. Aber ich wußt nit, daß er beweibt war.“

Hans strich sich das Blondhaar aus der jugendlich gerundeten Stirn, blickte Käthe an und versetzte nach einigem Zögern: „Meine Ahne war nach Niklashausen gepilgert, um ihn predigen zu hören. Und er wendete ihr das ganze Herz um. Weil sie aber so blutarm war, daß sie gar nichts zu opfern hatte wie die anderen, so schnitt sie ihre schönen, schwarzen Zöpfe ab, auf die sie so stolz war, und brachte sie dar. Und sie ging zu ihm in das Hirtenhaus vor dem Dorf, wo er wohnte, umschlang seine Knie und bat ihn mit vielen Thränen, daß sie ihm dienen dürfe um Gotteswillen als seine Magd. Und sie diente ihm und wurde sein Weib vor Gott. Aber Ihr wisset,“ schloß er mit Bitterkeit, „daß die Pfaffen mächtiger sind als der allmächtige Gott, und sie verbrannten ihn zu seiner Ehre.“

„Ja, wir wissen es,“ sagte Simon dumpf.

„Ach, Du armer Mensch, auch das noch zu allem übrigen,“ weinte Käthe, schlang ihre Arme um Lautners Nacken und drückte die Stirn an seine Brust.

Auch die Bäuerin weinte, und man hörte nichts als das Knistern und Prasseln des Feuers und das Brodeln des Kessels. Die Kinder hingen sich verschüchtert an ihre Röcke. Sie schneuzte sich in ihre Schürze und ging an den Herd, Käthe richtete sich auf und trocknete ihre Augen. Hans sagte mit finstern Gesicht: „Fast siebzig Jahr ist sie alt, die Ahne, aber ihr Leib ist wie Stahl, und ist doch alle Noth

und alles Herzleid, was ein Armer erfahren kann, auf sie gefallen. Ihre Gedanken sind wie ein lodern Feuer. Und sie weiß, daß sie nicht sterben wird, als bis daß der Kaiser Rothbart aus dem Berg herauskommt, wo er schläft, denn er ist nicht gestorben. Wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, dann kommt er zum Gericht, und ihm voraus geht ein Bauer, der trägt ein bloßes Schwert in der Hand.“

„Ja, wir werden Gericht halten,“ sprach Simon mit starker Stimme und rechte seine Gestalt in die Höhe.

Der Knecht, der unterdessen die Pferde besorgt hatte, kam aus dem Stalle. Käthe legte einen Laib schwärzlichen Brotes auf den Tisch und für jeden einen Löffel und holte zu Ehren des Gastes einen Krug jungen Weines aus dem Keller. Die Bäuerin richtete das Essen an. Es gab ein Roggenmuss und Hering. Käthe sprach das Tischgebet, und dann begannen sämmtliche Löffel taktmäßig aus der gemeinsamen Schüssel zu schöpfen. Nur der kleine Martin, der nicht so weit langen konnte, hatte eine besondere Schüssel für sich. Er saß an des Vaters Seite, wie sein Schwesterlein, das von der Mutter gefüttert wurde, neben dieser. Das Geplauder der Kinder mit ihren feinen Stimmchen und die gelegentlichen Antworten der Eltern war alles, was bei Tisch gesprochen wurde. Vater Martin verwendete kein Auge von dem Enkel des Pfeiferhänselin und auch Käthes Blicke gingen oft in dieser Richtung. Wie bleich er noch war! Der schwermüthige Ausdruck seiner Miene ließ ihn der Bäuerin als einen vom Unglück Gezeichneten erscheinen. Sie hatte wohl richtig geweissagt.

Als sie alle nach dem Abendessen in der großen Stube um den warmen Ofen herumsaßen, mußte der junge Gesell Käthe über seine Verwundung ganz genau Rechenschaft ablegen. Er zog seine Pfeife aus dem Gürtel und zeigte ihr an dem Wams den wieder zugenähten Riß. „Es ist halt mein bestes Zeug; ich hab' kein anderes gutes Gewand,“ entschuldigte er sich dabei etwas verlegen. Neben ihnen, ganz in der Ecke, begann Friedel zu schnarchen. Vater Martin bog den Kopf um die Ofenkante zu den beiden jungen Leuten und fragte Hans: „Aber Du hast mir noch nit gesagt, woher Du bist?“ Hans gab ihm Auskunft. „Von so weit ist Deine Ahne bis nach Niklashausen gelaufen?“ rief der Alte verwundert.

„O nein, bloß von Haldenbergstedten,“ antwortete Hans und seine Stirn bewölkte sich. „Sie war dort hörig.“

„Himmel Herrgotts Donner, dem Rosenberg hörig?“ stuchte Simon, der, auf der anderen Seite des Ofens sitzend, sein Büblein auf dem Knie reiten ließ. „Jetzt versteh' ich, warum Du so wüthig auf den Junfer losgegangen bist, wie mir der lange Lienhart erzählte.“

Hans wurde dunkelroth, seine Brust wogte, aber er schwieg. Es mochte ihm das Schlimmste, was er noch hätte sagen können, nicht über die Lippen. Er griff nach seiner Pfeife und begann zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Riesenkerl.

Von Leo Brenner,

Direktor der Manora-Sternwarte (Luffinpiccolo).

Von was für einem „himmlischen Riesenkerl“ ich eigentlich spreche? Natürlich vom Jupiter, der unter den Planeten heute noch dieselbe führende Rolle spielt, wie einstens im Olympos unter den seligen Göttern. So wie er dort alle anderen Götter, deren Namen dem Leser aus der Mythologie — oder wenigstens aus Offenbachs Operetten — genügend bekannt sind, an Größe gewaltig überragte, so übertrifft auch der Planet Jupiter seine Nachbarplaneten um mehr als nur eine Rajenlänge. Und da dürfte es den Leser vielleicht interessieren, zu erfahren, daß sich als Resultat meiner vorjährigen Messungen herausgestellt hat, daß der wahre Durchmesser des Planeten Jupiter noch größer ist, als man bisher angenommen hatte. Da sich nun als unmittelbare Folge davon ergibt, daß auch für seine Masse, Dichtigkeit, Oberfläche und für seinen Rauminhalt andere Werthe angenommen werden müssen, als jene, die man bisher in den Büchern verzeichnet fand, so mag einiges Nähere darüber hier mitgeteilt sein.

„Halt!“ unterbricht mich da ein aufmerksamer Leser: „Woraus schließen Sie denn, daß gerade Ihre Messungen der Wahrheit am nächsten kommen?“

Diese Frage ist berechtigt, und damit man nicht vielleicht auf die Vermuthung komme, daß hier Eigenliebe im Spiele sei, will ich sie sofort beantworten.

Planetendurchmesser lassen sich entweder mittels eines sogenannten Helio-

meter besteht aus einem in der Mitte durchschnittenen Objektiv, dessen Hälften sich mittels Schraube an der Schnittfläche verschieben lassen. Bei dieser Verschiebung erhält man statt des anfangs einfachen Bildes deren zwei, die sich zuerst theilweise decken, endlich aber nur noch berühren. Die Objektivhälften wurde also um den Durchmesser des Planeten verschoben, dessen wahre Größe man dann leicht aus der Zahl der Schraubenumdrehungen und deren entsprechendem Werthe berechnen kann.

Beim Fadenmikrometer hingegen handelt es sich darum, einen beweglichen Faden an den einen Rand des Planeten heranzubringen, während dessen anderer Rand an dem festen Faden dicht anliegt. Dieser Vorgang scheint an sich sehr leicht zu sein, ist aber in der Praxis sehr schwer (aus Gründen, deren Erläuterung uns zu weit führen würde), so daß Mikrometer-Messungen eines und desselben Objekts seitens verschiedener Astronomen meist auch verschiedene Werthe geben.

Aus diesem Grunde nahm man bisher an, daß Heliometer-Messungen verlässlicher seien; aber meines Erachtens mit Unrecht! Denn auch die Heliometer-Messungen sind nicht so einfach und liefern nicht immer gleiche Werthe, während es mir andererseits sicher scheint, daß jener Werth der richtige sein müsse, der von zwei verschiedenen Beobachtern, die unter ganz verschiedenen Verhältnissen beobachteten, übereinstimmend gleich gefunden wurde.

Ein solcher Fall liegt aber hier vor. Barnard, der den Jupiter mit dem Mikrometer des 36-zölligen Refraktors der Lid-Sternwarte in Kalifornien maß, hatte dafür die Werthe 38^{''}₅₂₂ (für den Äquatorial-Durchmesser) und 36^{''}₁₁₈ (für den Polar-Durchmesser) gefunden. Aus meinen in Lussin mit dem Mikrometer des 7³-zölligen Manora-Refraktors angestellten Messungen ergaben sich die Werthe 38^{''}₅₀₈ und 36^{''}₁₃₁, was also gegen die Barnard'schen Werthe nur um 0^{''}₀₁₇ bzw. 0^{''}₀₂₂ mehr ist. Wie klein übrigens diese Abweichungen sind, kann der Leser daraus ersehen, daß z. B. der Werth 0^{''}₀₁₇ einem Millimeter entspricht, gesehen aus einer Entfernung von 12 Kilometern! Bei der Entfernung, in der sich Jupiter vor uns befindet, entspricht allerdings eine so kleine Differenz einem Unterschied in der Durchmesserberechnung von 64 Kilometern; aber das will nicht viel sagen, wenn man bedenkt, daß die Umrechnung meiner oben (in Vogenmah) angegebenen Werthe zu einem wahren Äquatorial-Durchmesser des Jupiter von 145 172 Kilometern und zu einem Polar-Durchmesser von 136 112 Kilometern führt.

Was das besagen will, können wir am besten durch Vergleiche mit der uns wohlbekannteren Erde erfassen. Letztere hat nämlich einen 11,38mal geringeren Durchmesser, bzw. auch Umfang. Wäre z. B. der Äquator unserer Erde eine feste Ebene, so könnte er von einer ununterbrochen mit 100 Kilometern pro Stunde laufenden Lokomotive in 400³/₄ Stunden umfahren werden; diese Reise um die Welt würde dann nicht, wie bei Jules Verne, 80 Tage, sondern nur 16²/₃ Tage dauern. Legen wir aber um den Jupiter-Äquator einen Schienenstrang (vorläufig ließe er sich das allerdings noch nicht gefallen, weil seine Oberfläche noch teigartig oder gar breiartig zu sein scheint), so bräunte die Lokomotive immerhin 4560²/₃ Stunden, also 190 Tage und 40 Minuten dazu.

Dem riesigen Umfang entsprechen natürlich auch ein riesiger Rauminhalt und eine ungeheure Oberfläche. Wenn nämlich der Jupiter 1382¹/₂ mal größer als unsere Erde ist, so muß sein Rauminhalt 1456²/₃ Billionen Kubikmeter betragen und seine Oberfläche 62 141¹/₂ Millionen Quadratkilometer!

Diese Zahlen sprechen sich leicht aus, aber ihr Gewicht erfassen wir doch erst aus Vergleichen mit unserer Mutter Erde. Die Oberfläche der letzteren beträgt bekanntlich „nur“ 510 Millionen Quadratkilometer, ist folglich fast 122 mal kleiner als jene des Jupiter. Es ist ausgerechnet worden, daß unsere Erde eine Bevölkerung von 6000 Millionen Menschen zu ernähren vermag. Unter gleichen Verhältnissen vermöchte aber der Jupiter 731 Milliarden Menschen zu ernähren. Wenn wir aber annehmen, daß die Meere auf dem Jupiter nicht ausgebehnter seien als (behuß Ernährung der Menschen durch Fische) nöthig wäre, und es keine Wüsten gäbe, so könnte dieser Riesenplanet gar 80 Billionen Menschen herbergen!

Vielleicht wundert man sich, zu hören, daß die Schwerkraft auf dem Jupiter nur 2¹/₂ mal größer ist, als auf der Erde. Bei dem bedeutenden Größenunterschied hat man sicher mehr erwartet. Es hängt dies aber mit dem Umstand zusammen, daß die Dichtigkeit des Jupiter (immer nach meinen Berechnungen) nur 0,23085 der Erde oder 1,27842 des Wassers beträgt. Eine Folge davon ist, daß auch das Gewicht des Jupiter zu seiner Größe in gar keinem Verhältniß steht: er wiegt 1894²/₃ Trillionen Kilogramm, also „nur“ 318mal mehr als unsere Erde.

Aber noch ein merkwürdiger Unterschied besteht zwischen dem Jupiter und unserer Erde. Der Niesenkerl dreht sich mit so fabelhafter Geschwindigkeit um seine Achse, daß ein Punkt seines Äquators in der Sekunde 12 976 Meter zurücklegt. Unsere Erde hingegen, obgleich nur ein Krüppel neben Jupiter, und obendrein an Jahren sich wie ein Säugling zum Methusalem gegen ihn verhaltend, dreht sich so bedächtig um ihre Achse, wie eine an Fettsucht leidende Ballerine, das heißt, ein Punkt ihres Äquators legt in der Sekunde nur 465 Meter zurück. Die Achse des Jupiter muß also dreifachmal besser geölt sein als jene unserer Erde!

Aber freuen wir uns vielmehr dessen! Denn würde ein Punkt unseres Äquators ebenfalls nahezu 13 Kilometer in der Sekunde

zurücklegen, so betrüge die Länge unserer Tage nur 45 Minuten — die Nacht unbegriffen!

Das wären dann schöne Zustände! Wenn ein Mädchen auch die ganze Nacht durchtanzt — also 22 Minuten lang — so wäre es davon kaum befriedigt! Und wo nähmen die Kinder die Zeit zum Schulbesuch her? Theatervorstellungen dürften kaum länger als eine Viertelstunde dauern, was zur Folge hätte, daß man weder „Siegfried“ noch die „Walküre“ aufführen könnte! Am schlimmsten aber wären wir Astronomen daran. Eine Beobachtung wäre unmöglich — außer wir liegen in einem Sessel am Okularende, und das Fernrohr drehte sich durch elektrischen Motor dreißigmal schneller als jetzt um seine Achse; aber da hieße es in einer Viertelstunde fertig sein, sonst würde wieder die Sonne störend erscheinen. Und erst eine Sonnenfinsternis zu beobachten! 1896 haben die Astronomen geklagt, daß die Totalität nur 102 Sekunden wäherte; das war aber immer noch besser als die 3²/₃ Sekunden, die bei einer Achsendrehung von 45 Minuten herausgekommen wären! —

Kleines Feuilleton.

—1.— **Wahlzeit.** Es ist die Straße, in welcher der Krämer J. wohnt. „Na, guten Tag, Nachbar Schneider! Wen wählen Sie denn?“

„Ich wähle natürlich antisemitisch. Die verfluchten Juden sind ja doch nur daran schuld, daß ein ehrbarer Handwerker trotz allen Fleißes und aller Solidität nicht mehr rechtschaffen durch's Leben kommen kann!“

„Ja! meinen Sie aber denn wirklich, daß, wenn die Juden . . .“

„Natürlich! Wenn wir die Juden erst raus haben, und das Buchergeld erst wieder dem deutschen Volk zurückgegeben ist, dann . . .“

„Ach, da ist ja auch der Herr Wachtmeister!“ — „Tag, Herr Wachtmeister. Na, was macht die Wahl?“

„Ist doch ganz selbstverständlich! Ehemaliger Bizetdivebel und Kriegervereinler, wie wir! Natürlich durch und durch königstreuen und konserverativ! Die verdammten Rothen werden wir diesmal schon kriegen!“

„Deinen wollen wir doch lieber noch nicht allzu sicher sein!“ meinte der Krämer J.

„Wenn nur die Regierung hätte Stellung zu den Wahlen nehmen wollen! Da wäre doch ein ganz anderer Zug hinein gekommen! Aber so . . .“

„Mit dem Freisinn ist es diesmal auch nur Essig! Das ist nicht Fisch, nicht Fleisch! . . . Na, Mutter Kunze, was wollen Sie denn haben? . . . Also für zehn Pfennige Salz . . . Ach Sie meinen die Brotpreise? Ja die werden freilich immer höher. Spiritus wird auch bald wieder steigen . . . Was?! Die Benders, ihre Nachbarkente, die geben der armen Frau und ihrem kleinen Kind täglich Mittagbrot? Ich denke, das sind Sozialdemokraten? Na! die haben doch auch selbst nichts zu nabbern! Solche Mildthätigkeit hätte ich mir eigentlich von der rothen Bande gar nicht träumen lassen, und da heißt es immer, sie wollen theilen . . . theilen . . .“

Schneider und Wachtmeister, die dem Gespräch zugehört haben, verlassen den Laden. In der Thür ruft der gestrenge Herr Wachtmeister dem dienenden Krämer noch schmunzelnd zu, während er mit dem Zeigefinger droht: „Lassen Sie sich nur nicht auch noch von der rothen Krankheit anstecken!“

Der Krämer wendet sich wieder zu der alten Frau, die inzwischen ihre Einkäufe beendet hat: „Wissen Sie, neuerdings gefällt mir die Sozialdemokratie besser! Die reden nicht so viel, thun aber dafür desto mehr! Eigentlich ist ja die Wahl geheim und direkt; da könnte man es ja auch einmal mit einem Rothen versuchen!“ —

Völkerkunde.

— Menschenfresserei unter den Samojuden und Ostjaken Nord Sibiriens. Einer der bekanntesten Erforscher Nord Sibiriens, der Reisende Rosslow, stellt die Thatfache fest, daß die Menschenfresserei unter den Samojuden und Ostjaken Nord Sibiriens nicht nur noch immer nicht ausgerottet ist, sondern sich gerade in der letzten Zeit in einem erschreckenden Maße gesteigert hat. Besonders berüchtigt ist das Gebiet am Tasu-Flusse. Die Eingeborenen leben hier in Erdhöhlen oder dürftigen Hütten fast völlig nackt und bringen in ihre eintönige Fischmahrung nur ab und zu durch Menschenfleisch etwas Abwechslung. Der orthodoxe Geistliche des Tasu-Kirchspiels berichtet, daß, soweit ihm bekannt ist, seine Eingepfarrten von 1883—1894 wenigstens 20 Menschen aufgefressen haben, und daß der Schrecken vor den Tasu-Leuten so groß ist, daß sich andere Horden deren Bezirk gar nicht zu nähern wagen. —

Geographisches.

— Der Nilwa-See. Bisher war man über die Ausdehnung dieses in Deutsch-Ostafrika, östlich vom Tanganika gelegenen Sees wenig unterrichtet. Der Forschungsreisende Wallace hat jetzt diesen See genau erforscht und seinen Umfang festgestellt. Der See hat nicht die Ausdehnung, welche die Karten angeben. Wallace ist den Fluß Cassi bis zu seiner Mündung in den See hinabgestiegen; er hat sodann das See-Ufer verfolgt bis zu seinem äußersten Südpunkte und danach auf dem entgegengesetzten Ufer bis zum äußersten Nordpunkte: Wallace hat den ganzen See umschritten und seine Länge auf 40 Kilometer und seine Breite auf 19 Kilometer festgestellt. Der See füllt den südöstlichen Winkel einer großen, 32 bis

48 Kilometer breiten Ebene aus. Die beiden Flüsse Cassi und Sougwe, beide von gleicher Wassermenge, ergießen sich in den See nicht weit von dem äußersten Südpunkte. Im Norden des Sees sind nur ausgetrocknete Bette unbedeutender Flüsse bemerkbar; auch von den auf den Karten verzeichneten Flüssen Kafna und Lunha fand Wallace keine Spur. Die beiden Ufer des Sees sind ziemlich stark bevölkert, trotz der geringen Menge der Quellen und der schlechten Beschaffenheit des Wassers. Die Eingeborenen sind von sanftem Charakter und heiterer Gemüthsstimmung. Das Bild ist überall reichlich, doch ohne große Mannigfaltigkeit. Es giebt nur Löwen, kleine Antilopen und Zebbras. Von Elefanten und Nashörnern ist keine Spur vorhanden. Im Sommer hat der See eine größere Ausdehnung und erreicht 130 Kilometer Länge und 24 bis 25 Kilometer Breite. Seine Tiefe beträgt 90 Zentimeter bis 150 Meter im Durchschnitt. Diese außerordentliche Veränderung im Wasserspiegel ändert auch gänzlich die Physiognomie dieses Sees, und daher die zu große Ausdehnung, die die Karten Africa's dem See geben. —

Aus dem Thierleben.

ie. Die Herkunft unserer Kanarienvögel hat eine merkwürdige Geschichte aufzuweisen. Vor etwa 3/4 Jahrhunderten brachte ein nach Italien heimkehrendes Schiff, das die Glücklichen oder Kanarischen Inseln, wie sie von nun an genannt wurden, besucht hatte, eine Sammlung reizender, lebender Vögel von feiner Art mit. Ihr Käfig wurde geöffnet, und die Befreiten suchten das Weite. Merkwürdigerweise blieben sie nicht in Italien selbst, sondern verflüchteten nach der Insel Elba über, wo sie sich rasch vermehrten. Die Bewohner der Insel, die bald auf den ungewöhnlich schönen Gesang der Vögel aufmerksam wurden, fingen sie ein und veräußerten sie. Der Handel mit diesen „Kanarienvögeln“ wurde bald so einträglich, daß die Elbener den ausländischen Gästen ihrer Wälder lebhaft nachstelleten, und die Folge davon war, daß bald nicht ein einziger dieser Vögel mehr übrig war, wenigstens nicht in wildem Zustande der Freiheit. Seitdem ist der Kanarienvogel großen Veränderungen unterworfen gewesen und ist zum Haus- und Zuchtthier geworden, man kann ihn gegenwärtig geradezu als einen Kunstvogel betrachten. Jedes Land Europa's beinahe hat eine besondere Art von Kanarienvögeln gezüchtet. In seiner Heimath, den Glücklichen Inseln, ist der Vogel von grünlich-grauer Färbung und fällt nicht im geringsten durch Schönheit auf, aber seine Gesangsart soll so groß sein, daß man zuweilen Vögeln gefangen hat, deren Stimmänder durch die Anstrengungen der Kehle zerrissen. —

Aus dem Gebiet der Chemie.

— Veränderung der Milch beim Sterilisiren. Bekanntlich ist schon gekochte Milch von roher durch den Geschmacks leicht zu unterscheiden, größer wird der Unterschied noch beim Sterilisiren durch längeres Erhitzen unter Druck, und die dabei auftretenden Veränderungen werden vielfach als nicht günstig für die Verdaulichkeit der Milch besonders durch den Kindermagen betrachtet. Dr. A. Wroblewski hat Untersuchungen über das Wesen dieser Vorgänge angestellt, die unter anderem auch eine gelbliche Färbung der Milch bewirken, und veröffentlicht seine Ergebnisse in der „Deutser. Chemiker-Zeitung“. Er folgert aus ihnen, daß die Milch beim Sterilisiren insoweit verändert wird, als der Milchsüder sich theilweise caramelisirt, aus demselben sehr kleine Mengen Milchsäure gebildet werden, in Folge dessen das Albumin gerinnt, das Kasein theilweise gefällt und wenigstens in einem mit Säure leichter fällbaren Zustand gebracht wird. Wenn ein Theil des Kaseins gefällt ist, so wird die Fällbarkeit der sterilisirten Milch mit Lab erschwert. Das Pasteurisiren wirkt in derselben Richtung, bringt nur die geschilderten Erscheinungen nicht so weit zu stande. —

Astronomisches.

— Vom Kometen Perrine. Ueber diesen von Perrine am 16. März ds. Js. entdeckten Kometen, von dem die Astronomen annahmen, daß er nie und nimmer zur Sonne zurückkehre, erfahren wir nun aus den Berechnungen, die sein Entdecker selbst vorgenommen, daß er nach je 300 Jahren in seine Sonnennähe zurückkommt. Des Kometen Bahn ist mithin keine Parabel, sondern eine geschlossene Ellipse. Der Komet ist gegenwärtig noch immer im Gesichtskreise des Teleskops, obgleich er sich rasch von Sonne und Erde entfernt. Seine scheinbare Ortsveränderung unter den Sternen der Cassiopeja ist aber im Verhältniß zu seiner wirklichen Bewegung eine äußerst geringe, da die Erde jetzt hinter dem Kometen daher läuft, und der Beobachter seine wahre Geschwindigkeit nicht merkt. Am Montag war der Abstand des Kometen von der Sonne 1,76, der von der Erde 2,46 Erdbahn-Halbmesser, während seine Helligkeit nur 0,16 jener Helligkeit beträgt, die er am Tage seiner Entdeckung zeigte. —

Technisches.

— ss. — Ein neues Riesenluftschiff aus Aluminium wird gegenwärtig für die Luftschiffer-Gesellschaft in San Francisco gebaut. Dasselbe soll eine Länge von 195 und eine Breite von 60 Fuß erhalten und wird ohne Zweifel das größte Luftschiff seiner Art sein. Der zylindrische Theil, der eigentliche Kumpf, wird 100 Fuß Länge und 35 Fuß im Durchmesser haben, er läuft in zwei kegelförmige Spitzen aus, die mit dem Kumpfe noch besonders verbunden

sind. Der ganze Körper ist aus einzelnen Aluminium-Platten von nur 1/2 mm Dicke zusammengeheftet, die untereinander durch Aluminiumnieten verbunden sind. Das Luftschiff wird durch einen Gasolin-Motor mit zwei Kolben, der 300 Umdrehungen in der Minute erzeugt, betrieben sein und ebenso wie die Wellen und die an diesen angebrachten Schraubenflügel aus Aluminium bestehen, auch die Steuerborrichtung wird aus demselben Metall hergestellt werden. Hauptsächlich hat dieses Aluminium-Luftschiff ein besseres Schicksal als dasjenige des verstorbenen Ingenieurs Schwarz, das bei seiner ersten Versuchsfahrt in Berlin in Trümmer ging. —

Humoristisches.

— Draconische Strafe. „Papa, ich weiß ein gutes Mittel, daß keine Eisenbahnunfälle mehr vorkommen.“
 „So, da wäre ich doch neugierig.“
 „Nach jedem Unglück müßte der Eisenbahnminister 100 Mal den amtlichen Bericht darüber abschreiben!“ —
 — Gemischte Gefühle. „Wie haben Sie denn den Abend vor der Hochzeit Ihrer Tochter verlebt, den letzten Abend, den Ihre Tochter im Elternhause zubrachte?“
 „Nun, mein Mann hat keine geprobt, und ich und meine Tochter, wir haben Probe geweint.“ —
 — In der Nachmittags-Vorstellung. Bankier (zu seiner Frau, die sich während einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ die Augen trocken): „Rosä, schäm Dich, Du wirst doch nicht weinen bei ermäßigte Preise?“ — („Luft. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Von dem städtischen Vorwerk Müggensbusch bei Havelberg sind sämmtliche Gebäude mit Ausnahme des Wohnhauses niedergebrannt. Dabei gingen ca. 480 Schafe, 25 Schweine, 3 Hunde, sämmtliches Geflügel und alle Ackergeräthe und Maschinen verloren. —
 — Ein aus dem Heere entfernter Lieutenant gerieth in Blankenburg (Harz) auf offener Straße mit seinem Vater, einem Oberst, in Streit. Im Verlauf desselben drohte er, seinen Vater mit einem Revolver zu erschießen. Darauf machte ihn dieser durch einen Schlag gegen den Kopf taupförmig und erstattete selbst Anzeige bei der Polizei. —
 — In dem Dorfe Petersgräb (Oberschlesien) spielten kürzlich einige Kinder „Jupfen“. Ein Knabe brachte einem anderen mit einem Steine Wunden am Handgelenk bei und tränkte sie dann mit dem Saft der gemeinen Wolfsmilch. Der Knabe starb schon während der Fahrt zum Arzt an Blutvergiftung. —
 — Eine eigene Art, Geld zu verdienen, hatte sich in Leipzig ein 29-jähriger Provisionsreisender erdacht. Er beschaffte Glasbuchstaben für Schaufenster und besetzte sie. Nachts zog er umher und beschädigte oder stahl die Glasbuchstaben; andern Tages bot er wieder Ersatz dafür an, hatte auch in den meisten Fällen Glück damit. —
 — Bei dem Orte Hagenbonop (bei Detmold) erkrankten sechs Knaben im Alter von 13 und 14 Jahren beim Baden in einer Mergelgrube. —
 — Zwei Arbeiter der Eisenhütten in Ruhrort gingen nach der Arbeit unverzüglich zum Rhein, um zu baden. Infolge der plötzlichen Abkühlung gerieth der eine in Lebensgefahr, der andere wollte ihn retten, wurde aber dadurch, daß der Gefährdete sich fest an ihn klammerte, am Schwimmen gehindert; beide erkrankten. —
 — In Darmstadt ersah ein Vädiergefelle einen bei demselben Meister arbeitenden Hauswirth auf dessen eigenen Wunsch. Letzterer hatte Gelder unterschlagen und hegte schon vorher Selbstmordgedanken. Darauf versuchte aber auch der Vädiergefelle aus Furcht vor der Entdeckung des Sachverhalts Selbstmord und wurde schwer verletzt ins Hospital gebracht. —
 — Beim Exerciren stießen in Preßburg zwei Rüge des dortigen Artillerie-Regiments so heftig zusammen, daß die Pferde über einander stürzten und die Mannschaften unter sich begruben. Ein Lieutenant, ein Wachtmeister und mehrere Mann erlitten schwere Verletzungen. —
 — c. e. In Monte Scari bei Florenz ist eine aus sechs Personen bestehende Bauernfamilie infolge von Vergiftung gestorben. Man nimmt an, daß die Leute Polenta gegessen haben, die in einem unsauberen Kupferkessel gekocht war. —
 — Wegen verschmähter Liebe tödtete in Rom ein bei Reims ein 30-jähriger Mann ein 14 Jahre altes Mädchen durch Revolver-schüsse. Hierauf versuchte er die Mutter derselben zu erdrosseln und tödtete sich dann selbst durch einen Revolver-schuß. —
 — Von den 108 Kindern (65 Knaben und 43 Mädchen) der deutschen Schule in Kairo waren im letzten Schuljahr der Nationalität nach: 29 Deutsche, 20 Oesterreicher, 12 Engländer, 11 Italiener, 10 Schweizer, 6 Franzosen, 6 Ägypter, 5 Amerikaner, 3 Griechen, 3 Türken, 2 Armenier und 1 Belgier. Mit Leichtigkeit verstanden und gesprochen wurde: arabisch von 91, deutsch von 54, englisch von 16, französisch von 7 und griechisch von 4 Schülern. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonnabend, den 18. Juni.